

# NEUE FORMEN VON PREDIGT UND VERKÜNDIGUNG

*Alexander Deeg*

Die Suche nach „neuen Formen von Predigt und Verkündigung“ ist, gemäß der Konzeption des Zentrums für evangelische Predigtkultur in Wittenberg, eine seiner Aufgaben. „Neue Formen von Predigt und Verkündigung“ – das klingt interessant und gefährlich zugleich. Interessant, weil es natürlich immer neue Formen geben wird und geben muss. Wenn evangelische Verkündigung mit-ten hineingehört in die Zeit, in der wir leben, kann es gar nicht anders sein, als dass sich auch Predigt und Verkündigung mit der Zeit wandeln. Gefährlich erscheint die Formulierung, weil sie so klingen kann, als sollten und wollten wir versuchen, dem (vielfach apostrophierten und selten genauer identifizierten) „Zeitgeist“ hinterherzulaufen, und als ginge es darum, unter mehr oder weniger radikaler Absehung vom Inhalt der Verkündigung nach irgendwie innovativen Formen Ausschau zu halten. Damit die Kirche bunter, peppiger, auffälliger daherkommt – und wir in dem vielfältigen Getümmel der Medienlandschaft nicht untergehen.

Es ist evident, dass Letzteres nicht gemeint sein kann. Form und Inhalt gehören untrennbar zusammen. Das ist die Grunderkenntnis jeder ästhetisch arbeitenden Theologie, und es ist eine Selbstverständlichkeit des Lebens, die wir tagtäglich erfahren. Was ich sagen will, ist vom Wie nicht zu trennen. Und so kann es auch bei „neuen Formen von Predigt und Verkündigung“ nicht um Effekthascherei gehen oder um kurzfristige Events, sondern einzig darum, die Chance der Predigt auch unter neuen Bedingungen zur Geltung zu bringen.

## **I. Ein Loblied der „alten Predigt“**

Darum gilt es, der „alten Predigt“ zunächst einmal ein großes Loblied anzustimmen! Ihre Leistung ist erstaunlich und ihre Möglichkeiten sind nach wie vor groß. Dass Sonntag für Sonntag rund eine Million Menschen in Deutschland eine evangelische Predigt „live“ hören, erscheint beachtlich. Und man könnte durchaus auch einmal etwas großspurig formulieren und sagen: Die Predigt (nicht nur die evangelische, sondern quer durch die Konfessionen und Religionen!) ist die einzige Form, in der Menschen hierzulande regelmäßig einer Kultur der öffentlichen Rede begegnen. Einer Rede von Frauen und Männern, die für das Gesagte persönlich einstehen, die im Vorfeld mit viel Mühe an ihren Worten arbeiten und dann auf der Kanzel das Beste daraus machen.

Seit der Antike pflegten Menschen die Kunst der öffentlichen Rede in ihren Spielarten der Festrede, Gerichtsrede und politischen Rede. Und spätestens seit der Reformation wurde die antike Rhetorik wieder entdeckt und für die neue Gestalt der evangelischen Predigt fruchtbar gemacht. Die Schönheit und Schwierigkeit, die Last und Lust der öffentlichen Rede – darüber wussten schon die alten Rhetoriker eine Menge zu sagen. So beschreibt Cicero einmal die Bürde, die auf dem Redner liegt. Es gelte, „sich ein Wissen von sehr vielen Dingen anzueignen, ohne das die bloße Wortgewandtheit leer und lächerlich erscheint, der Rede selbst nicht nur durch die Auswahl der Worte, sondern auch durch ihre Fügung die rechte Form zu geben und alle Regungen des Herzens, die die Natur den Menschen gab, genau zu untersuchen [...]. Dazu gehört noch ein gewisser Charme und Witz, Bildung, die eines freien Mannes würdigt ist, sowie Schlagfertigkeit und Kürze [...], mit der sich feine Anmut und Eleganz verbindet“ (De oratore, Stuttgart 2006, S. 51). – Predigerinnen und Prediger wissen, wovon Cicero spricht, und kennen das hohe und anstrengende Erwartungsprofil durchaus, das er für den antiken Redner entwirft. Diese Anstrengung aber ist nur die eine Seite der Medaille. Ihr korrespondiert die Chance der öffentlichen Rede.

Medienwissenschaftler nehmen schon seit Jahren wahr, dass die Zunahme der Mediennutzung zwar keineswegs zu einem Verschwinden von zwischenmenschlicher Kommunikation führt (ganz im Gegenteil), aber dass eine Weise der Kommunikation zunehmend weniger wird. Kurz und neudeutsch nennen Forscher sie „fzf“, ausgeschrieben: „face to face“. Menschen begegnen anderen, sehen sich in die Augen, finden Sprache in dieser Situation. Von Angesicht zu Angesicht, vom Ich zum Du!

Predigt pflegt diese „direkte“ Kommunikation von Angesicht zu Angesicht – und allein schon dies ist Grund genug, sie zu loben und keineswegs vorschnell nach „neuen Formen“ zu rufen.

## **II. Ein Blick auf gegenwärtige Herausforderungen für die Gestalt der Predigtrede**

Dennoch stehen wir vor Herausforderungen – und mit ihnen (das macht den Reiz der Herausforderung aus!) vor Chancen. Drei deute ich an.

### **1. Die Dialogizität der Predigt**

Das Wort „Homiletik“, das seit dem 17. Jahrhundert für die Predigtlehre verwendet wird, beinhaltet nach wie vor eine eminente Provokation. Es stammt von dem griechischen „homilein“ – ein Verb, das „reden“, aber vor allem auch „sich unterreden/sich unterhalten“ bedeutet und damit von vornherein auf Wechselseitigkeit und Dialog angelegt ist.

Zugegeben: Das ist nicht das erste, woran man denkt, wenn ein Charakteristikum der (evangelischen) Predigt (im europäischen Kontext) vorgelegt werden soll. Da gilt Predigt als die Form monologischer Rede schlechthin – bis hin zu der Alltagssprachlichen Abneigung dagegen, „angepredigt“ zu werden. Und auch die Rezeptionsästhetische Perspektive, wonach jede Predigtrede immer vielfältige und bunte Höreindrücke vermittelt und so aus der einen Predigt im Prozess des Redens und Hörens immer die vielen verschiedenen Predigten werden, darf nicht dazu führen, die Provokation des Begriffs „homilein“ leichtfertig zu überspringen.

In den 1960er und 70er Jahren war eine ganze Predigtbewegung im deutschsprachigen Bereich dazu angetreten, die klassische monologische Verkündigung aufzubrechen. Hans-Wolfgang Heidland schrieb 1969: „Die junge Generation stößt sich an dem langen Monolog des Talarträgers hoch auf der Kanzel über der schweigenden, nicht einmal zu Applaus und Zwischenrufen ermächtigt Gemeinde, die sehnsüchtig, aber geduldig auf das Amen wartet, dieses wieder nicht von ihr gesprochen, sondern vom Pfarrer“ (Das Verkündigungsgespräch, Stuttgart 1969, S. 19). Die Begriffe „Dialogpredigt“ oder „Verkündigungsgespräch“ waren in aller Munde. Predigten, die nicht länger nur von einem Pastor gehalten werden, sondern mit Beteiligung anderer, sollten Predigt für die Welt mit den unterschiedlichen Erfahrungen, die Menschen machen, öffnen. Freilich zeigte sich in der Praxis nicht selten, dass Dialogpredigten faktisch nicht mehr waren als Monologe, die nun auf zwei oder mehr Sprecher aufgeteilt wurden. Auch gelang es nicht immer, das Expertengefälle zu überwinden: Gemeindeglieder dürfen (echte oder mehr oder weniger rhetorische) Fragen stellen, die die Pfarrer dann beantworten.

Vielleicht waren es diese Probleme, die dazu führten, dass es still geworden war um die Herausforderung dialogischer Verkündigung in den vergangenen Jahren. Nun aber zeigt sich neues Interesse an dieser alten homiletischen Frage. Ein genuin evangelisches Interesse, wie ich meine. Denn nach wie vor gilt es, auch für den Bereich der Predigtrede einzuholen, was „allgemeines Priestertum aller Getauften“ heißen könnte. Ich verweise nur auf zwei Beispiele, die zeigen, dass es sich allemal lohnt, an der Frage zu bleiben:

a) Mit dem „Bibliolog“ liegt gegenwärtig wohl die entschiedenste Form vor, die Predigtrede (und nicht nur diese) als echtes Gespräch mit der Gemeinde im Sprachraum eines biblischen Textes zu gestalten. Verkürzt und vereinfacht gesagt werden einzelne Verse eines biblischen Textes verlesen, woraufhin der Leiter/die Leiterin des Bibliologs ein Rollenangebot aus dem biblischen Text oder seinem Umfeld vorstellt: „Du bist Petrus. Was geht dir jetzt durch den Kopf?“ Die einzelnen Stimmen aus der Gemeinde werden nicht kommentiert, sondern bleiben für sich stehen. Dieses Verfahren erinnert an den jüdisch-rabbinischen Midrasch, in dem ‚Leerstellen‘ der Bibel auf unterschiedliche Weise und mit vielen unterschiedlichen Auslegungen gefüllt werden. Die Erfahrung dabei: Die Bibel wird nicht ärmer, sondern im Gegenteil immer reicher, je mehr

unterschiedliche Stimmen zur Auslegung beitragen. Auch nach dem Ende des Bibliologs folgt keine zusammenfassende ‚Predigt‘. In aller Regel beschließt lediglich eine nochmalige Lektüre des gesamten biblischen Textes die Bibliolog-Sequenz im Gottesdienst.

b) das Gottesdienstinstitut Nordelbien entwickelt derzeit ein Modell, das sich „Gottesdienst mit Lebensexperten“ nennt. Unterschiedliche Menschen aus der Gemeinde (oder anderen Kontexten der Gesellschaft) mit einem spezifischen Hintergrund ergreifen im Gottesdienst das Wort. In der kurzen Darstellung einer Fortbildung zu diesem Gottesdienstmodell heißt es: „Nicht nur Erfahrungen in der Predigt zitieren, sondern sie selbst vorkommen lassen durch die, die sie hatten. Beispiel: Hebamme, Sozialamt-Mitarbeiterin und Kinderarzt erzählen aus ihrem Blickwinkel zu Weihnachten darüber, wie Menschen in unserem Land zur Welt kommen und wie sie empfangen werden. Der liturgische Rahmen ist der eines normalen Gottesdienstes. Die Predigt entsteht durch die verschiedenen Berichte – eine Collage zu einem Themenfeld, die Verbindungen zwischen Wirklichkeit und Spiritualität wahrnimmt. Diese Collage enthält auch Musik und einfache theatrale Elemente. Ansatz dieses Projekts ist: das normale Leben dient nicht als Beispiel für die Theologie, sondern die Theologie dient dem Leben. Je genauer sie hinschaut, desto inspirierter wird sie sprechen.“

Gegenüber bisherigen Versuchen liegt das Besondere dieses Projekts in zwei Aspekten: 1. Die Lebenserfahrungen von Menschen dienen nicht als eine Art Anspiel für eine später dann zu haltende Predigt, die das „Eigentliche“ der Botschaft nochmals betont. Nein, die Worte und Erzählungen, Fragen und Berichte der Lebens-Experten sind die Predigt, die ohne weitere erläuternde Worte auskommt. Freilich: Die Worte der Lebens-Experten finden ihren Ort im liturgischen Ganzen des Gottesdienstes. Lieder und Gebete, biblische Lesungen, Psalmen und der Segen gehören dazu und bilden geprägte und von der Tradition des Glaubens bestimmte Texte, die mit den Texten aus dem Leben interagieren. 2. Die Lebens-Experten beziehen sich nicht unmittelbar dialogisch aufeinander. Keine und keiner muss den Faden des anderen aufnehmen und weiterspinnen. Es entsteht nicht ein Ganzes, sondern eine Collage, die eine große Offenheit der Rezeption bietet.

## 2. Die politische Relevanz der Predigt

Das Jahr 2010 begann mit einem homiletischen Paukenschlag. Margot Käßmann predigte an Neujahr in Dresden, und ein Satz aus dieser Predigt erreichte bundesweite Berühmtheit und führte zu einer engagierten (und notwendigen!) politischen Debatte: „Nichts ist gut in Afghanistan!“ Verstärkt durch die Aufmerksamkeit der Medien war politische Predigt plötzlich wieder ein Thema. Vorher war es um sie über viele Jahre eher still geworden. Und es gilt damit für die politische Predigt Ähnliches wie für die „dialogische“.

Im Juni 2010 konnten wir Charles Campbell, Professor für Homiletik an der Duke University in North Carolina, in Wittenberg zu einem Seminar über „Politische bzw. Prophetische Predigt“ begrüßen. In den USA wird dieses Thema seit einigen Jahren wieder intensiver diskutiert, nachdem dort viele Jahre lang vor allem ästhetische und formal-homiletische Fragestellungen die Diskussion bestimmt hatten. Die Herausforderung der Bush-Administration, die sozialen Verwerfungen im eigenen Land und die Kriege in der Welt führten dazu, dass sich viele Kirchen ihrer politischen Aufgabe neu bewusst wurden (auch vor dem Hintergrund eines neu erstarkten politisch-religiösen Fundamentalismus!). Campbell tauchte dazu tief ein in die Geschichte der politischen Predigt und landete bei Paulus und seiner Überzeugung von der „Torheit“ des Wortes vom Kreuz im Gegenüber zur Weisheit der Welt (vgl. 1. Korinther 1,18–31). Er zeigte Spuren aus der Geschichte der Kirchen, in denen einzelne dieser „Torheit“ in ihrer Predigt Gestalt verliehen – bis hin zu der Bewegung der „naked street preachers“, derjenigen, die bewusst nackt auf die Straße gingen und die Andersartigkeit der Botschaft des Evangeliums gegen jede ‚Bürgerlichkeit‘ zur Schau stellten.

Die Notwendigkeit zu einer Demaskierung der (christlichen) Gesellschaft erkannte z. B. auch Sören Kierkegaard vor rund 150 Jahren. Er wunderte sich über eine Kirche in Dänemark, die sich so kompromisslos und unangefochten in die bürgerliche Gesellschaft integriert hatte. Einmal schrieb er über den „modernen Geistlichen“, dieser sei „ein flotter, gewandter, geschwinde Mann, der äußerst leicht, in einer schmucken Sprachform, mit einem kleidsamen Wesen usw. ein wenig Christentum anzubringen weiß, aber so leicht, so leicht wie möglich. Im neuen Testament ist Christentum die tiefste Wunde, die einem Menschen beigebracht werden kann, nach dem furchtbarsten Maßstab darauf berechnet, mit allem zusammenzustoßen – und nun vervollkommnet der Geistliche sich darin, das Christliche derart anzubringen, daß es nichts bedeutet; und wenn er das vollendet machen kann, dann ist er das Muster. Das ist doch ekelhaft!“ (Gesammelte Werke. Die Tagebücher, Bd. 5, ausgewählt, übersetzt und erläutert von Hayo Gerdde, Düsseldorf/Köln 1974, S. 184). Und ein anderes Mal zeigte Kierkegaard anhand einer kleinen Erzählung aus einer Dorfkirche, wie paradox sich das Christentum seiner Tage präsentierte:

„In der prächtigen Dorfkirche tritt der hochwohlgeborene, hochwürdige geheime General-Oberhofprediger auf, der auserwählte Günstling der vornehmen Welt, er tritt auf vor einem Kreis von Auserwählten und predigt gerührt über den von ihm selbst ausgewählten Text: ‚Gott hat auserwählt das Geringste vor der Welt und das Verachtetste‘ – und da ist niemand, der lacht“ (Der Augenblick, Gesammelte Werke 34, S. 201). Freilich wird das Zentrum für evangelische Predigtkultur nun nicht die „nackte Straßenpredigt“ als notwendige neue Form evangelischer Predigt propagieren. Aber

die Frage wachhalten, wie die Anstößigkeit des Evangeliums auch in ihrer politischen Dimension Gestalt gewinnt, scheint unerlässlich.

### 3. Neue Medien und die Gestalt der Predigt

SMS, Twitter, Facebook – mit diesen Begriffen kann man manche älteren Menschen noch immer verwirren. Für jüngere sind sie pure Selbstverständlichkeit. Die Entwicklung der Kommunikationsmedien in den vergangenen Jahren verlief so sprunghaft wie kaum sonst in der Geschichte. Dass genau dies eine Chance für die Predigt als fzf-Kommunikation bedeuten kann, habe ich oben schon geschrieben. Und dass es auf keinen Fall bedeuten sollte, dass sich Predigerinnen und Prediger durch pure Anbiederung versuchen beliebt zu machen, erscheint ebenso evident. Eine Twitter-Predigt wird nur der gestalten können, der auch sonst mit diesem Medium intensiv lebt und damit vertraut ist!

Hier in Wittenberg steht Martin Luther beständig vor Augen (mal als Denkmal, mal als kleiner, bunter Lutherbotschafter auf dem Marktplatz, mal auf Socken, mal auf einer Bierflasche ...). Es beeindruckt immer wieder, wie intensiv und vor allem wie selbstverständlich er die Medien seiner Zeit zu nutzen wusste, um die neu entdeckte frohe Botschaft in der Welt bekannt zu machen. Predigt im Gottesdienst und Flugblatt – beides schloss sich für Luther nicht aus. Und genauso müsste es heute gelten, die neuen Medien intensiv auf ihre homiletischen Möglichkeiten hin zu bedenken. Viele Ansätze dazu gibt es. Diese wahrzunehmen, zu sammeln und anderen zugänglich zu machen, erscheint gegenwärtig nötig.

Nur ein Beispiel: Mit der „BasisBibel“ liegt ab Oktober 2010 eine neue Bibelübersetzung vor, die sich auch medial auf die gegenwärtigen Herausforderungen einstellt. Die Bibel ist sowohl für das Lesen im Buch als auch für die Lektüre am Bildschirm konzipiert. Dort – am Bildschirm – bietet die BasisBibel ([www.basisbibel.de](http://www.basisbibel.de)) dann auch die Chance einer „crossmedialen Vernetzung“ mit vielen weiteren Seiten, Informationen und Bildern. – Homiletisch gilt es, eine Vorlage wie diese aufzunehmen und weiterzuführen!

### III. „nova sprach ...“

Martin Luther war ein Sprachgenie, ohne Zweifel. Und gleichzeitig jemand, der zeitlebens sprachlich unterwegs blieb. Auf der Suche nach einer Sprache, die wirklich trifft, die das Neue, das Überraschende, das Fremde des Evangeliums zum Ausdruck bringen kann. Einmal nannte er diese Sprache in einer Predigt die „nova sprach de resurrectione mortuorum“ (WA 36, S. 647), die „neue Sprache von der Auferstehung der Toten“. Unterwegs sein zu dieser Sprache – das ist die eigentliche Herausforderung der Predigt, sei sie nun fzf oder (massen-) medial vermittelt, sei sie dialogisch oder monologisch.

*Rose Ausländer schrieb:*

Erbarme dich  
Herr  
meiner Leere

Schenk mir  
das Wort  
das eine Welt  
erschafft.